

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916

225 (15.8.1916) Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

(Nachdruck sämtlicher Artikel verboten.)

Das rosenrote Häuschen.

Eine Erinnerung von Alex. Grafen Brodtkorf.

Ich fuhr fast täglich von Kopenhagen mit der Tram nach Klampenborg heraus, und täglich hasteten meine Augen neugieriger auf dem kleinen rosa Häuschen, das gar seltsam und verwunderlich zwischen seinen Gefährten, dem Landhaus der Kaiserin-Witwe von Rußland und anderen eleganten Villen, da stand. Zuerst hatte ich darüber gelächelt und das Häuschen für die farbenfrohe Geschmackslosigkeit irgend eines kleinen Mannes gehalten, aber je öfter ich es sah, je mehr nahm es meine Gedanken in Anspruch. Allerhand fröhliche Phantasien spannen sich darum, denn es sah wie ein fröhliches kleines Haus aus. In einem blühenden Garten lag es, ganz rosenrot getrichen und nur vier Fenster und eine Tür breit. Zwischen den Fenstern und der Tür waren Holzbalconen, mit himmelblauer Farbe bemalt, und vor jedem dieser kleinen Balken stand eine riesenhohle Sonnenblume, die fast bis zu dem niedrigen Dach reichte, und deren goldene Blüten freundlich und erheitert über den Gartenzwischenraum nickten.

Allmählich schien mir das Rosenrot, Himmelblau und Goldgelb wie eine Farbenharmonie nach besonderen Motiven komponiert, und immer mehr war ich überzeugt, daß eine Geschichte dahinter stecken müsse. Vergebens fragte ich Schaffner und Mitreisende danach. Die einen zuckten die Achseln, die anderen lächelten, wie ich es zuerst getan hatte, und sagten:

„Am, ein komisches Ding, wie man es nicht oft sieht.“

So reiste ich ab, ohne meine Neugierde gestillt zu haben.

Im nächsten Jahre kam ich wieder und fuhr wieder mit der Tram nach Klampenborg. Aufmerksamkeit schenkte ich nach dem Häuschen und fand es unverändert da liegend. Die Wände strahlten noch ebenso rosenrot wie im vergangenen Sommer, die Balken noch ebenso himmelblau, und die riesenhohen Sonnenblumen standen wieder vor ihnen in ihrer goldenen Pracht. Stark erwachte wieder der Wunsch in mir, die Geschichte dieses Häuschens zu erfahren.

Der Zufall war mir günstig. Die Trambahn-Schaffner streiften gerade in Kopenhagen, und merkwürdigerweise taten Studenten sehr freiwillig ihre Dienste, um den Betrieb aufrecht zu erhalten. Eines Tages blieben wir dicht vor meinem Häuschen stehen, und der ziemlich rationale junge Führer mußte nicht, wann er seinen Wagen wieder in Ordnung haben würde. Wir schienen dies ein Schicksalswink. Kurz entschlossen hieß ich aus und ging vor dem Ziel meiner Wünsche auf und ab. Wie kam ich nur hinein? Im Garten blühten zwischen hochstämmigen Rosen allerlei altmodische Blumen, und plötzlich blieb mein Auge auf großen Büschen meiner Lieblingsblume aus Kinderzeiten haften; „Jungfrau im Grünen“ nannten wir die lichten, weißlich-blauen Blüten, die ganz in zartem Grün eingespinnnen sind, und deren botanischen Namen ich niemals kannte. Sie wuchsen im Garten der Großeltern, und nie wieder sah ich sie seitdem.

Ich wollte fragen, ob man mir einen Strauß davon verkaufen, und einmal im Garten drin, ging ich nicht eher, als bis ich erfahren hatte, was ich wollte.

Auf mein Klingeln öffnete eine weißhaarige, rotbackige Frau mit freundlichen Augen. Sie sah so appetitlich wie das Häuschen selber aus, das mußte die Besitzerin sein. Und ich hatte mich nicht getäuscht, sie war es. Als sie meine Frage hörte, schüttelte sie lächelnd den Kopf.

„Verkaufen, nein,“ sagte sie, „aber wenn die Dame ein Straußchen so von mir annehmen will, dann gebe ich es herzlich gern.“

Natürlich nahm ich mit Dank an, und wir sprachen über die Blumenpracht im allgemeinen und die „Jungfrau im Grünen“ im besonderen. Eigenlich hätte ich mich nur verabschieden müssen, aber das brachte ich nicht übers Herz.

Französische Angriffe an der Somme.

Von unserm Kriegsberichterstatter.

Großes Hauptquartier, im August 1916. Bei einem Regimente, welches sich vorwiegend aus Westfälern und Hamburgern zusammensetzt, gab ein einfacher Mann folgende Schilderung von den beiden großen französischen Angriffen an der Somme, die ich nur bebaute, nicht wörtlich in seiner mit plattdeutschen Nebenwendungen durchsetzten Ausdrucksweise wiederholen zu können:

Am 9. Juli früh morgens lösten wir das ... Regiment in seinen Stellungen südwestlich Bar-le-Duc ab. Wir hatten uns keine große Vorstellung von dieser Stellung gemacht, aber wir fanden sie besser, als wir geglaubt hatten. Es war trotz der kurzen Zeit schon ein durchschnittlich fünf mannstiefer Graben vorhanden, allerdings noch feimelnterhand, sondern nur für einen bis zwei Mann, das, was wir „Kamischelöcher“ nennen. Die Kameraden aus dem Rheinlande, welche wir ablösten, erzählten uns, der Feind liege an dieser Stelle noch 200 Meter weit von uns entfernt. Es sei ihm aber noch nicht gelungen, uns mit Artilleriefeuer zu fassen. So war es auch. Die Schiffe gingen alle weit über uns hinweg. Das beobachteten und hörten wir alles, während es noch dunkel war.

Der Morgen graut. Es verspricht, ein wunderlicher Tag zu werden. Ich sitze auf Posten. Es wird hell und sichtbar, da erscheinen die feindlichen Krieger. Ihrer drei, dann fünf, dann sieben treten dicht über unserer Stellung. Sie beobachten und lenken die Einschläge, aber das Artilleriefeuer geht weiter 50 bis 100 Meter hinter die Stellung. Unser Ausblick wird begrenzt durch ein dichtes Haferfeld mit hohen Halmen, dahinter gewahrt man noch das feindliche Drahtgarn, ein flüchtig gebautes Schnellhindernis. Meine Lösung kommt, aber sofort müssen wir Deckung in einigen der „Kamischelöcher“ nehmen, denn

„Ihr Häuschen interessiert mich schon seit vergangenem Jahr,“ sagte ich, direkt auf mein Ziel losgehend.

Erstaunt sah die Frau mich an. „Mein Häuschen?“ fragte sie ungläubig. „Sieht man's überhaupt in der hohen Nachbarschaft? Nun, es mag ja sein, daß die gnädige Frau auch darüber gelächelt hat, wie so viele es tun. Vielleicht dachten Sie, da müssen närrische Leute drin wohnen.“

Jetzt war die Reihe des Staunens an mir. Wie merkwürdig genau die Alte wußte, was die Leute dachten! Ich antwortete nicht gleich, und sie fuhr fort: „Ja, ja, wer baut an der Straßen, muß die Leute reden lassen.“

Sie nickte still vor sich hin und schaute sinnend über die Blumenpracht vor sich.

„Gelächelt,“ gab ich jetzt ehrlich zu, „habe auch ich das erste Mal ein wenig über Ihr Häuschen, aber je öfter ich es sah, je mehr kam ich zu der Ueberzeugung, daß es eine Geschichte haben muß und daß in der Wahl seiner Farben eine Absicht steckt. Ja,“ ich begegnete ihren tragenden Augen, „Ihr Häuschen hat meine Gedanken sehr oft in Anspruch genommen, und es hat mich ordentlich gequält, als die Tram heute einen unfreiwilligen Halt davor machte. Ich wollte so gern mal etwas von seinen Besitzern wissen. Ist es sehr unbescheiden, wenn ich frage, ob das Haus eine Geschichte hat?“

Die Greisin lächelte fein und reichte mir ihre noch merkwürdig jugendliche Hand.

„Wer mein Häuschen so verständnisvoll betrachtet wie Sie, gnädige Frau, macht mir eine Freude. Um, ja, eine Geschichte hat's schon, wenn auch nur eine ganz einfache und alltägliche, denn mein Leben war ein Alltagsleben. Ich will Sie Ihnen gern erzählen, vielleicht werden Sie von ihr enttäuscht sein. Doch wir wollen nicht hier in der Sonne sitzen bleiben, uns auch nicht ins heiße Zimmer setzen. Kommen Sie nach meinem Ansehplätzchen.“

Langsam gingen wir durch den sorgsam gepflegten Garten und machten bei einer von Blumen umschatteten Bank Halt. Das Meer lag dicht vor uns, blaumäuernd und spiegelglatt, und die Stämme einiger Birken an seinem Strande schimmerten Silberhell zu uns herüber. Meine Begleiterin forderte mich auf, Platz zu nehmen.

„Das ist mein Lieblingsplatz,“ sagte sie, „hier kann ich oft stundenlang sitzen und der Vergangenheit gedenken. Diese Birken scheinen mir wie das Symbol von uns Arbeiterinnen. In der Jugend sind sie licht, hell und schön, aber dann wehen die Stürme über sie und reißen an ihnen. Sie stöhnen und ächzen, beugen sich hilflos, werden rissig und krumm und sind froh, wenn der Sturmwind sie nicht trübt und entwurzelt. So von den Stürmen des Lebens gebeugt und gekrümmt waren meine Großmutter und Mutter, und so wäre auch ich, wenn das Schicksal es nicht besser mit mir gemeint hätte.“

Ich heiratete früh. Mein Mann war ein kleiner Bauer, dem hier ein paar schlechte Acker und das Häuschen gehörte. Mit Schulden hatte er's von Vater geerbt, und ich brachte nichts in die Ehe, als ein Paar gesunde Arme und Arbeitslust. Schlecht und recht schlugen wir uns durch, aber abgemüht haben wir nie, auch als schnell hintereinander sechs Kinder kamen. Trocken Brot gab's freilich oft genug, aber auch allzeit frohe Laune, und die Arbeit tat mir mit Singen und Lachen. Wir hatten uns lieb, was konnte es Besseres geben?

Seinen Erbschaft hatte man freilich auch. Die Schulden sollten abgetragen werden, und das Häuschen wollte mein Mann neu ausbauen und frisch streichen lassen. Molenrot sollte es werden, weil es rosige Zeiten bedeutete, wenn wir so weit kamen, und blau sollten die Balken werden, damit man auch bei trübem Wetter ein Stückchen Himmelsblau vor sich hätte.“

Die Erzählerin stockte, und ein paar Tränen rannen über ihre Wangen. Dann seufzte sie leicht und fuhr fort: „Die rosigen Zeiten hat mein Jense nicht mehr erlebt. Er starb und im selben Jahr

nach die beiden jüngsten Buben. Ach, anädige Frau, damals war ich auch wie eine Birke, die vom Sturm fast geknickt wird, aber nach dem schlimmen Sturm kommt immer die hellste Sonne. Die Kopenhagener fingen auf einmal an, Sommerwollen hierher zu bauen. Unser dürrer Acker wurde goldener Boden und ich eine wohlhabende Frau. Nur das Häuschen und das Stück Land, auf dem wir unser Gemüse gezogen hatten, gab ich nicht her, so viel man auch dafür bot und über das alte schmutzige Gebäude schalt. Das blieb, wie es zu Lebzeiten meines Mannes gewesen, ich selbst aber zog in die Stadt, nahm eine schöne Wohnung und ließ meine Kinder gut erziehen. Und sie sind alle geraten; von den Buben hat der älteste ein Gut in Seeland, der zweite ist Direktor einer Fabrik, der dritte Baubeamter und mein Mädchen hat einen Schiffsbreder geheiratet.“

Wie die Kinder alle versorgt waren, hielt's mich nicht länger in den Mauern der Stadt. Wo ich in jungen Jahren die frohesten und schwersten Zeiten meines Lebens verbrachte, wollte ich jetzt ein friedliches Alter genießen. Die Kinder schalteten, daß ich mir keine städtische Villa erbaute, aber ich bin eine alte, einfache Frau, was sollte ich wohl mit der? Ich dachte an meinen Jense und seines Lebens höchsten Wunsch, das Häuschen auszubauen und anzuführen. So ließ ich das Häuschen ausbauen und rosenrot streichen in Erinnerung an das rosige Jugendglück. Die Balken wurden blau gemalt, weil er es so wünschte und ich in Treue seiner gedachte. Die goldenen Sonnenblumen aber pflanzte ich jedes Jahr selber davor, weil mein Jense sie so liebte.“

Sie schwieg. Still blühten mir beide über das Meer. Die Sonne war untergegangen, rosige Wölkchen stiegen am blauen Abendhimmel empor, unendlich Friede lag über Wasser und Land. Abendfriede drängen und Abendfriede drinnen in dem rosenroten Häuschen. Mein Jense hatte mich nicht getrogen, es war ein fröhliches Haus. Glücklich, wer ein solches Alter hat.

Allerlei.

Schlafen die Fische? Angehts der Tatsache, daß sowohl bei Säugetieren als auch bei Vögeln und verschiedenen anderen Tieren der Schlaf eine bestimmte Erregung ist, drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob auch Fische zu schlafen vermögen. Beobachtungen, die indes auf diesem Gebiet nur schwer zu erhalten sind, erlauben, daß Fische bei großer Hitze gelegentlich in einen schlafähnlichen Zustand verfallen können, so beispielsweise im Golf von Spezia, wo man an heißen Tagen die schlafenden Fische angeblich mit dem Fute fangen kann. Ein südamerikanischer Fisch flog sogar die Nacht über auf den Wässern einer Wasserpflanze, also außerhalb des Wassers schlafend; ob man aber diese Ruhezustände als Schlaf im wahren Sinne des Wortes bezeichnen kann, muß noch sehr dahingestellt bleiben. Durch Schlafmittel, wie Veronal und Trisofal, die man dem Wasser beigemengt hat, konnten Fische allerdings in eine Art Schlaf versetzt werden; ebenso hat der unlängst verstorbene verdiente Fischbiologe Professor Hofer beobachtet, daß das wichtigste Sinnesorgan der Fische, die Seitenlinie, durch die der Fisch die Stärke und Richtung der Wasserbewegung empfindet, während der Nacht viel weniger reizbar ist, als am Tage. Allein im ersten Falle handelt es sich um eine ausgesprochene Anästhesie, und einen tatsächlichen Schlafzustand stellt die verminderte Reizbarkeit der Seitenlinie natürlich auch nicht dar. Wie der Forscher Reisinger neuerdings festgestellt hat, kann auch von einem wirklichen Schlaf beim Fisch nicht die Rede sein. Was wir beim Menschen und bei einem Teile der Tiere als Schlaf bezeichnen, ist ein Ruhezustand, der in erster Linie von der Großhirnrinde, dem Mittelpunkt unseres Bewußtseins, ausgeht und erst durch sie den übrigen Körper beeinflusst. Beim Fisch fehlt jedoch die Großhirnrinde. Da der Fisch aber trotzdem in Schlafzustände verfallen kann, so haben wir es

hier wahrscheinlich mit einer Starre — so bet den Fischen von Spezia vielleicht einer Wärmestarre — zu tun, wie sie ähnlich bei den winterschlafenden Reptilien und Amphibien und vielfach auch bei Insekten auftritt, nicht aber mit einem Schlaf in dem uns geläufigen Sinne. Immerhin darf die Frage noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden, da, wie bereits erwähnt, wegen der Schwierigkeit der Beobachtungen, besonders was freilebende Fische betrifft, erst verhältnismäßig wenig hierauf bezügliche Untersuchungen vorliegen.

Kriegsaber glaube in London und Paris. Welche Ausbreitung der Aberglaube in England in der letzten Zeit genommen hat, kann man aus einem von „Manchester Guardian“ veröffentlichten Artikel ersehen, der diese Frage an leitender Stelle behandelt und erklärt, daß diese „seitige Epidemie“ geradezu drohende Formen annehme. Die Zeitung erwähnt u. a., daß in einer öffentlichen Versammlung in London tags zuvor verlangt worden sei, man solle „Joanna Southcotts prophetia“ öffnen, um zu erfahren, wie der Weltkrieg enden werde, und wie man die Gefahr von England am besten abwenden könne. — Joanna Southcott war eine hysterische Frau, die Ende 1700 durch ihre angeblichen „Gesichte“ und Prophezeiungen in England großes Aufsehen erweckte. Sie gehörte eine Zeilang zu den „Westenariern“, wurde aber ausgestoßen, weil sie plötzlich erklärte, „Gottes Lamm“ zu sein. Hieraus bildete sie ihre eigene Sekte, die „Neu-Israeliten“ oder „Sabbatianer“. Einige Monate vor ihrem Tode, als sie toben ihr 60. Lebensjahr vollendet hatte, erklärte sie in einer öffentlichen Versammlung, daß sie einen Messias gebären werde. Diese Frau hinterließ ein verlegtes Schriftstück, das wichtige Prophezeiungen über Englands Schicksal enthalten soll. Sie hatte bestimmt, daß es nur in einer Zeit nationaler Gefahr geöffnet werden dürfe. Nun verlangen laut „Manchester Guardian“ zahlreiche Männer und Frauen, auch der gebildeten Klassen, daß jetzt das Testament geöffnet werden soll. Das große englische Provinzialblatt weist auch darauf hin, daß betrügerische Sektenführer und Wahrsager derzeit ein Unwesen treiben, wie nie zuvor. Einige der „Propheten“ verkünden aus dem Falle eines dreijährigen Kindes den Ausgang des Krieges und auch das Schicksal einzelner Personen.

Ähnliche Mitteilungen bringt die Zeitung übrigens auch von Paris. Dort haben die Zeitendenter und Wahrsagerinnen von jeder ein gutes Geschäft gemacht; jetzt aber befinden sich ihre „Bureaus“ in jedem zweiten Haus und ihr Weizen blüht wie nie zuvor. Ihr vornehmstes Anzeigenorgan war bisher „Le Journal“, doch wurden dessen Inseratenpalten neuerdings so von derartigen Annoncen überflutet, daß die Polizei dem „Journal“ verbot, Inserate mit dergleichen Inhalt fernern zu akzeptieren. Nun haben die Personen, die auf die Dummheit ihrer Mitmenschen spekulieren, ihre Aufmerksamkeit auf die Abwesenheit konzentriert, die auf den Straßen, besonders unter den Arkaden der Rue Rivoli verteilt werden. Auch die berühmte Madame de Thobes verdient noch immer riesige Summen, trotzdem sie sich im vorigen Jahr durch eine ganze Serie unrichtiger Voraussagen unglücklich blamiert hat. Sogar der alte Prophet Nostradamus ist wieder aus der Bergeessenheit aufgetaucht, und ein Verleger macht schweres Geld mit einem neuen „verbesserten“ Auflage seines Buches „Prognosticus“.

Der zärtliche Admiral. In einem Charakterstille, das der Korrespondent von dem „taufen Seemannsgehoben“ Viceadmiral David Beatty, entwirft, findet sich folgende rührende Episode: Der Admiral ist seit 1901 mit einer Amerikanerin verheiratet, und sein Abend vergeht in seinem Hause, an dem er nicht am Schluß des Diners auf die „schönen Augen der Lady Beatty“ einen Toast ausbringt. Da der Krieg die Fortsetzung dieser zarten Gewohnheit jäh unterdrück, so beehrte der zärtliche Gatte seine achtsährigen Enkelin mit der Aufgabe, allabendlich „auf die schönen Augen der Mama“ sein Glas zu erheben.

Kriegshumor.

Aus der „Völler Kriegszeitung“:

Man darf nicht immer aufrichtig sein. Ich gehe durch wogende Kornfelder. Es beginnt zu dunkeln. Plötzlich erblicke ich vor dem Franzosendorfe in einem Stück grünen Erdbengeweirde ein dunkles Etwas, das sich nicht vom Fleck rührt. „Aha“, denke ich, „wende mal sehen, wie so ein Ding hier in Frankreich konstituiert ist.“ Und ich waghier auf den „finsternen Gegenstand“ los. Doch wie groß ist meine Ueberbahrung, als mich plötzlich zwei böse Augen feindselig anstaren. — Ich zucke leicht zusammen, lege die Hand an die Wange und stottere — aufrichtig, wie ich immer bin:

„Bardon, Madame! Ich dachte, Sie wären eine Vogelshende.“

Erst als ich weiter gehe, fällt mir ein, was ich mit meiner Wahrheitsliebe angerichtet hatte.

Ein eingezogener Arbeiter unseres Werks — biederer Pole aus Dorsfelden — hatte durch einen unglücklichen Sturz das rechte Auge verloren. In der Augenklinik war ihm dafür ein Glasauge eingeseht. Auf Seimaturlaub besucht er auch seinen Chef. Als dieser ihn mit einem „Das sieht ja aber ganz vorzüglich aus!“ zu dem auf gelungenen Augeneinsehung beklüchtigt, schüttelte er mißbilligend den Kopf und meinte treuerherzig: „Aber Schwindel ist es sich doch. Sie brauchen nämlich nicht zu denken, Herr Direktor, daß mer irgend was damit sieht!“

Muskettier B. hatte sich wegen Herzbeschwerden krank gemeldet. Bei der Untersuchung diktiert der Arzt dem Schreiber zur Eintragung ins Krankenbuch: „Beschleunigte Heraktion, 1. Ton verstärkt usw. Sonst o. B. (= ohne Befund).“ Nach einigen Tagen erkundigt er sich nach dem Befinden. Prompt erwidert der Biedermann: „Et jetzt mir ja mit'm Herzen ganz jut, b i oß d e t v e r s l u c h t e o. B. h a b ' i d n o c h!“

Erkältungen. Aber der kleine Spaten in unserer Hand, der uns im Notfall ausgraben muß, läßt uns ruhig ausfahren, wenn nicht ein Vortreiber kommt. Die Posten, deren Dienst sehr anstrengend ist, werden oft abgelöst. Man hält sich hart an und muß im nächsten Augenblick schon wieder vor Spättern Deckung nehmen. Nach 4 Stunden endlich heißt es: „Sie kommen!“ Das ist eine Erlösung. Jeder ergreift sein Gewehr. Vor uns wird es sehr lebendig. Heute, das weiß man, gibt es härtere Arbeit. In der Mitte unserer Stellung und an unserer linken Flanke gefingt es uns, den Feind weit vor uns zum Halten zu bringen. Da löst von rechts der Befehl: „Nach links rücken!“ Von wem kam der Befehl? Niemand weiß es. Gleichwohl befehrt uns ein Handgranatengefroh von rechts, daß dort der Feind eingedrungen und daß dort der Nahkampf im Gange ist. Unser Zugführer eilt nach rechts, Handgranaten in der Hand, wir folgen ihm. Es kommt zu einem verzweifelten Kampf, der Feind leistet äußersten Widerstand, dann ist etwa die Hälfte der Eingedrungenen erschlagen, die andere Hälfte, etwa 40 Mann, geben sich gefangen. Es sind kräftige Leute, Franzosen und Schwabse, darunter 2 Offiziere, die in ihrer Uniform kaum von den Mannschaften zu unterscheiden sind. Alle sind in neuer Ausrüstung und erst neu in der Stellung angekommen.

Wir machen uns sofort daran, die Gräben in stand zu setzen und die toten Feinde hinauszuschleppen. Die Franzosen unternehmen noch einige Angriffsvorwürde. Aus dem Gehölz möchten sie durch den Hohlweg vorbeigehen. Wohlgezieltes Feuer hält sie an. Der Hohlweg bedeckt sich mit Leichen. Bis zum Abend erfolgen noch mehrere schwächere Angriffe, die weit vor uns zum Stehen kommen. Dann, als es dunkel wurde, wurde es drüben auffallend still und blieb so.

Wir standen auf Posten und unsere Lösung war: Ruhig kommen lassen.

W. Schuermann, Kriegsberichterstatter.

